

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 56.

Berlin, Sonnabend den 10. Mai

1845.

Einige Worte über die Schriftstellerei der Frauen in Deutschland und im Auslande.

Ein Redner sey der Mann, die Frau sey Dichterin.
Prudens von Duns.

Dieses in der neuesten Zeit so vielfach angeregte Thema erschöpfend zu behandeln, bleibt einer sicherern Hand vorbehalten; jedoch erlaube man einer Frau, ihre einfache Ansicht darüber auszusprechen. Die immer mehr überhand nehmende schriftstellerische Richtung der Frauen ist nachgerade zu einem Gegenstande geworden, welcher des Bekämpfens werth scheint; die lange von den Fesseln des Vorurtheils eingeengten Seelen sind sich ihrer angeborenen Schwingen bewusst worden und prüfen hier und dort ihre Kraft. Anfangs ließen das die Herren der Schöpfung geschehen; sie lächelten halb ironisch, halb gutmüthig über die Streifzüge der Tauben, bis die kühne Lerche Bettina sich jubelnd aufschwang in den blauen Aether und aus ihrer Höhe herab ihre befreiten und befreienden Töne schmetterte. Bald darauf, nachdem sie staunend der Kraft dieses Genius gebuldigt (der sie im Sturm zur Begeisterung hingriffen), erklangen aus dem Grabe die tief ernstesten schicksalschweren Worte Rahel's, und sie erkannten, welche Tiefe der Seele, welche Schärfe des Verstandes, welchen Reichthum des Geistes, noch außer „dem reichen Schatz von Lieb' und Treue“, der Busen einer Frau bewahren kann. Hatte Bettina sie hingegriffen, so wurden sie durch Rahel zur Ueberzeugung geführt, und die beiden Zwillingsgestirne waren feierlich aufgenommen in die Reihe der glänzenden Planeten. Wie es aber immer geschieht, daß schwächere Geister den stärkeren nachstreben, so hatten viele mehr oder weniger bedeutende Talente, durch die glänzenden Erfolge der beiden Gefeierten angeregt, mit größerem oder geringerem Glück sich auf die gefährliche Bahn gewagt. Die beiden hervorsteckendsten Erscheinungen der allerneuesten Zeit, die Gräfin Hohn und Frau von Palzow, machten bald in anderer Richtung die entschiedenen und unabwiesbaren Rechte ihres Talenten geltend. Die Gräfin Hohn, in glänzend spiritueller, vornehm bedaigneuser Weise, zugleich abstoßend und anziehend, widerwärtig und grazios, herzlos und seelenvoll, baute eine so prächtige schillernde Brücke über die Zerrissenheit ihrer Seele, daß wir über dem blendenden Farbenschmelz den Abgrund vergaßen und über den poetisch beleuchteten Thränenentropfen das trostlose Grau übersahen. Frau von Palzow, weniger spirituell, aber gemüthreicher, weniger glänzend, aber inniger, wußte durch die historische Unterlage, welche sie ihren Erscheinungen gab, in weiteren Kreisen dauernder zu fesseln. Godwica'ste, St. Roche führten eine Reihe interessanter Bilder und Verwickelungen an uns vorüber, Thomas Thyrnau aber zeigte uns zugleich mit der Höhe, welche das Talent der Verfasserin erklommen, den Abweg, in welchem es sich zu verlieren drohte, die Breite; und Jakob van der Nees bestätigte bald darauf diese Furcht. Die siegreichste Autorität der Welt, die Mode, hatte sich der beiden Namen bemächtigt und sie auf ihren Thron gesetzt, in so glänzende Gewande gehüllt, daß die Menge darüber der reineren Höhe, in welcher Bettina und Rahel thronen, vergaß. Aber die Mode ist launisch; sie trägt bekanntlich ein Schwert und schlägt heute das Haupt herab, das sie gestern bekränzte. Gestern war die Hahnenfeder der modernste Schmuck, heute denkt man daran, daß sie ein Abzeichen Mephisto's ist. Den Fluch des Dämonischen ließe sich die Gräfin schon gefallen, nun aber tritt die ihr immer, nicht nur aus ästhetischen Gründen, abgeneigte Kritik an die Seite der schon schwankenden Mode und bestrebt sich, sie mit dem Fluche der Lächerlichkeit zu belegen. Sie hält ein Haarlieb in den Händen, schüttelt und rüttelt den im Orient gesammelten Wüstenand, daß eine Staubwolke in die Luft wirbelt, welche der Zuschauer Blicke trübt, und behält die Diamanten für sich. Die undankbare Menge, welche kein eigenes Urtheil hat und so gern jede Gelegenheit ergreift, dem weiblichen Talente den Stab zu brechen, ist plötzlich von der Albernheit der Gräfin eben so überzeugt, als sie es noch ganz kürzlich von ihrem Geiste war, und glaubt nun ihren gesunden Geschmack nicht besser beweisen zu können, als indem sie mit voller Kehle in den hämischen Lachchor einstimmt. Bei dieser Gelegenheit wird denn natürlich über Bausch und Bogen der Schriftstellerei der Frauen, die in Deutschland ohnehin auch unter den Gediegensten noch so viele Widersacher hat, der Stab gebrochen. Ja, man geht so weit, daß man den Frauen die angeborene Poesie abspricht, wie ich dies dieser Tage in einem sonst geistreichen Aufsatz der Europa, der die Unterschrift Landemann trug, gelesen. Da heißt es unter Anderem: In Deutschland sey die weibliche Schriftstellerei eigentlich so verpönt, daß eine Frau sich ihrer Weiblichkeit geradezu begeben, die als Schriftstellerin auftrate. — Daß der erste Satz richtig steht, gereicht unserem

Vaterlande eben nicht zum Vortheil und trägt gewiß nicht wenig dazu bei, manches frische Talent in seiner Entwicklung zu hemmen. Ja, ich möchte hierin den Grund der durch den Verfasser erwähnten Erscheinung finden, daß Deutschland in dieser Beziehung anderen Ländern, namentlich England und Frankreich, weichen muß. Es gehört viel Inspiration, viel tief wurzelnder Glaube an den inneren Beruf dazu, um dem so mächtig waltenden Vorurtheil zu trotzen, um die innersten Blütenkeime der Seele dem tödtenden Nachrost der Kritik zu übergeben. Wenn es in dem bewußten Aufsatz außerdem heißt, daß in Deutschland nur die Myrthenkronen den Frauen-Häuptern bestimmt sey, so möchte man geneigt seyn, dies für Ironie zu halten, denn es liegt doch klar am Tage, daß die Myrthe immer seltener bei uns grünt. Daß aber manche sich ohne Beruf der poetischen Richtung hingeben mag, ist kein hinreichender Grund, die übrigen davon abzuhalten; denn welche wissenschaftlichen Fächer der Männer, welche bedeutenden Staatsposten sind denn nicht mangelhaft und verlehrt besetzt? — Und wie unverhältnißmäßig viel schlechte Dichter giebt es am Ende? Die Unvollkommenheit tritt ja überall hervor; warum verfährt man denn so hart mit ihr, einem Geschlecht gegenüber, das ein doppeltes Maas von Unvollkommenheit, die eigene und die männliche, von welcher die ihre so oft ausgeht, zu tragen hat. Wenn aber endlich der Satz aufgestellt wird: „nur durch die Flammen der Leidenschaft springt den Frauen die Poesie ins Herz“, so ist dies ein Satz, der eine so geringe Erkenntnis der weiblichen Seele voraussetzt, daß ich eigentlich lieber gar nicht darauf antworten möchte. Wenn der Verfasser unter dem Worte Poesie den göttlichen Funken versteht, der, als der schönste Schmuck der Seele, als ihr Talisman ihr mitgegeben ward auf die dunkle Wanderung, so glaube ich, daß der Frau vor Allem dieser Funke in die Seele gelegt ward. Versteht aber der Verfasser unter Poesie jenes flüchtige moderne Feuer, jenes phosphorische Leuchten, jenes spirituelle Funkeln unserer Tage, so mag er Recht haben, daß sie durch die Flammen der Leidenschaft den Frauen ins Herz springt. Dann wird sie aber auch untergehen wie ein Meteor, sie wird verglänzen mit der Leidenschaft, sie wird versengen, statt zu heiligen. Wehe der Frau, welcher kein Funke von Poesie in der Seele ruht, welche die tiefsten Beziehungen ihres Lebens nicht mit Poesie aufzufassen weiß. Warum aber eine Dichterin durch ihre innigere Erkenntnis des Schönen und Erhabenen für die höchsten Aufgaben ihres Lebens untauglich werden sollte, ist mir nicht faßlich. Die Engländerinnen sind ein schöner Beweis des Gegentheils und nehmen überhaupt eine bei weitem höhere Stellung im Familienleben ein, als wir, weil sie der edleren Sorge, eine würdige Gefährtin ihres Mannes und eine einsichtsvolle Erzieherin ihrer Kinder zu seyn, manche kleinliche Sorgen unterordnen, welche so viele unserer deutschen Frauen als die Hauptsache zu betrachten gewohnt sind. Beispiele geistreicher und allgemein geachteter Schriftstellerinnen in England ließen sich gar viele auffinden; ich erinnere nur an Miss Edgeworth, Lady Montague, Lady Morgan und in neuester Zeit an die bewunderte, verehrte, geliebte Dichterin Felicia Hemans. Aber auch unser Nachbarland Belgien ist gerechter gegen das Talent seiner Frauen und huldigt begeistert der weiblichen Poesie in zwei seiner Repräsentantinnen, welche in verschiedener Richtung als harmonische Verschmelzung der Poesie und Weiblichkeit erscheinen. Die erste, Maria van Adere, welche in vlaemischer Sprache schreibt, hat folgende Verse an den französischen Dichter Lebrun gerichtet:

O glaubt es mir, die Frau verfehlet
Die Pflicht um ihre Zither nicht;
Je höher sie der Geist befelet,
Je fester knüpft sie's an die Pflicht.

Maria van Adere, geb. Doolaeghe, ist als Weib und Mutter, als echt gemüthliche Hausfrau, eben so anerkannt wie als Dichterin. Ihre Gedichte Madelieven, welche 1840 erschienen, sind mit einer Begeisterung aufgenommen worden, die ihnen in Deutschland schwerlich geworden wäre. Die zweite, noch sehr junge Dichterin Belgiens, Louisa Stappaert, ist die liebenswürdigste Offenbarung jungfräulicher Poesie; als Beweis davon ihr choix de coeur, der aber an Grazie durch meine Uebersetzung ins Deutsche verloren hat:

Herzenswahl.

Könntest, Jungfrau, du aus allen
Sternen in den blauen Hallen
Wählen einen lichten Stern,
Welcher wär's? — Den ich erwähle,
Zu ihm schwingt sich meine Seele,
Strahlt am nächsten bei dem Herrn.

Könntest, Jungfrau, du aus allen
Flügeln, die die Luft durchwallen,
Wählen dir ein Flügelpaar,
Welches wär' es? — Das gezogen
Ueber Land und Meer und Wogen,
Das am höchsten drohen war.

Könntest, Jungfrau, du aus allen
Herzen, die voll Liebe wallen
Auf der Erde schönem Stern,
Eins dir wählen, welches, sage,
Wär' es? — Was so mit reinem Schlage
Recht am wärmsten für den Herrn.

Diese drei, die mich entzücken,
Wärden hoch mein Leben schmücken,
In dreierger Herrlichkeit,
Und wenn ich zum Himmel zöge,
Stern und Herz und Schwinge söge
Mir voran zur Seligkeit.

Ich schliesse diesen kleinen Aufsatz mit den Worten, welche ein geachteter
Dichter Belgiens, Prudens van Duyse, an Maria van Aefere gerichtet hat:

„Ja, ging' uns hier die Poesie verloren,
Man fand' sie wieder in der treuen Brust,
Im Mutterherzen wird sie neu geboren
Mit jedem Schlag der Trauer und der Lust.

Drum die am tiefsten fühlte, die gesungen
Ihr einsam Lied in Wonne und in Wein,
Von Poesie am launigsten durchdrungen,
Die, glaubt es mir, wird auch die beste sein.

Wie wird aus Hoffahrt sie ihr Herz vergeben,
Wird den nur wählen, der das Schöne ehrt.
Die Liebe ist das Höchste ihrem Leben,
Und Kinder aller Schmach, den sie beehrt.

Und dann ihr Lied, was ist es als das Wehen
Des Liebesodem's, der die Seele schwellt,
Die, was im Tode sank, heist auferstehen,
Bis es begrüßt in einer bessern Welt.“

Darmstadt.

L. von Floennies.

Frankreich.

Die Mordanschläge auf den ersten Konsul.

Nach Epiers.

(Fortsetzung.)

Es begegnet dem Halse zuweilen, daß er richtig prophezeit, weil er Fehler voraussetzen liebt, und weil unglücklicherweise die Fehler stets die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben. Nur eilt er in seiner brennenden Ungeduld der Zeit voraus. Diese oberflächlichen Schwäger wußten nicht, wie wahr sie sprachen; aber sie wußten eben so wenig, daß zur Erfüllung ihrer Weissagungen die Welt um fünfzehn Jahre fortgerückt seyn mußte, daß der Mann, von dem sie so sprachen, großartige Thaten gethan, ungeheure Fehler begangen haben mußte, und daß sie selbst noch, ehe Alles in Erfüllung käme, ihre eigenen Worte zurücknehmen, ihre Sache verleugnen, die in ihren Augen allein legitimen Fürsten verlassen, diesem vorübergehenden Herrn dienen und ihn anbeten würden! Sie wußten nicht, daß, wenn Frankreich eines Tages zu den Füßen der Bourbonen zurückkehre, es dahin kommen würde, wie vom Sturme an den Fuß eines hundertjährigen Baumes geworfen, und zwar nur auf einen Augenblick.

Etwas tiefer konspirirten, und nicht bloß in Worten, die Intriganten im Dienste der Bourbonen, und noch tiefer, aber noch gefährlicher, die Agenten des Georges, deren Hände von englischem Golde überflossen. Georges hielt sich seit seiner Rückkehr von London im Noxbihan auf, verbarg sich vor Aller Augen, stellte sich, als habe er seinen Wünschen entsagt und sich auf seine ländlichen Besitzungen zurückgezogen; aber in der That war er unversöhnlich, denn er hatte in seinem Herzen, er hatte den Bourbonen geschworen, zu unterliegen oder den ersten Konsul zu vernichten. Den Grenadiere der kaiserlichen Garde eine Art von Schlacht zu liefern, war unmöglich; aber unter den Chouans gab es Arme, die sich der letzten Ausflucht besiegter Parteien boten, dem Morde. Man fand eine Bande unter ihnen, die zu Allem bereit war, zu den schwärzesten Verbrechen, wie zu den kühnsten Bagdadern. Georges wußte bis jetzt weder Ort noch Zeit zu bestimmen, hielt sie beständig in Athem, verkehrte mit ihnen durch Vertraute und überließ ihnen zu ihrem Lebensunterhalte die großen Strafen oder einen Theil des vom englischen Kabinette im Ueberflusse erhaltenen Geldes.

Der erste Konsul war zufriedengestellt durch die Verehrung Frankreichs, durch die einmüthige Anhänglichkeit der redlichen und aufrichtigen Personen aller Parteien, und kümmerte sich nur wenig um die Reden der Einen und die Anschläge der Anderen. Ganz seinem Werke hingegeben, dachte er kaum an das leere Geschwätz der Müßiggänger, obgleich er durchaus nicht unempfindlich gegen dasselbe war; aber augenblicklich nahm ihn seine Aufgabe viel zu sehr in Anspruch, als daß er jenem Geschwätz hätte große Aufmerksamkeit widmen können. Er kümmerte sich auch wenig mehr um die gegen seine Person gerichteten Anschläge; er betrachtete sie als eine der Zufälligkeiten, denen er täglich auf dem Schlachtfelde mit der Gleichgültigkeit des Fatalismus trogte. Uebrigens täuschte er sich selbst über die Natur der Gefahren, die ihm drohten. Da er am 18. Brumaire der revolutionären Partei die Gewalt entrisen hatte, betrachtete er sie als seinen Hauptfeind und hielt sie für

schuldig an Allem, was sich zurug. Die Royalisten waren in seinen Augen, wenigstens damals, nur eine verfolgte Partei, die man aus der Unterdrückung ziehen müsse. Er wußte wohl, daß es Verworfene unter ihnen gab; aber da er mit den Gemäßigten verkehrte, so war es ihm zur Gewohnheit geworden, nur von Seiten der Revolutionaire Gewaltstreiche zu erwarten, obgleich Fouché sich alle Mühe gab, ihn von seinem Irrthume zu bekehren.

Die patriotischen Schreier versammelten sich häufig bei einem alten Beamten des Wohlfahrtsausschusses, der keine Anstellung erhalten hatte. Er hieß Demerville, sprach viel, vertheilte Broschüren gegen die Regierung und war kaum befähigt, mehr zu thun. Es kamen zu ihm der Korse Arena, eines der Mitglieder der Hundert, die am 18. Brumaire durchs Fenster gestürzt waren; Topino-Lebrun, ein Maler von einigem Talent, ein Schüler David's, der von der revolutionären Aufregung der Künstler jener Zeit angesteckt war; ferner viele italienische Flüchtlinge, die den General Bonaparte haßten, weil er den Papst beschützte und die römische Republik nicht wieder herstellte. Die Hauptperson und der größte Schreier unter diesen Leuten war ein Bildhauer, Namens Ceracchi. Diese Strubellöpfe kamen gewöhnlich bei Demerville zusammen und hielten die abgeschmacktesten Reden. Man müsse ein Ende machen, sagten sie; man habe viele Leute für sich, Massena, Carnot, Lannes, Sieyès und Fouché selbst. Man brauche bloß den Tyrannen zu tödten, und dann würden sich alle wahren Republikaner erklären; alle würden sich vereinigen, um die sterbende Republik wieder aufzurichten. Aber man müsse einen Brutus finden, um den neuen Cäsar zu tödten. Es fand sich aber keiner. Ein ehemaliger Offizier, Namens Harrel, der aus Mangel an Beschäftigung und Unterhalt mit diesen Schreibern lebte und ihre Dürftigkeit und ihr Mißvergnügen theilte, schien ihnen der verlässige Mann, dessen sie bedurften. Sie machten ihm Vorschläge, die ihn sehr erschreckten. In seiner Bestürzung entdeckte er sich einem Kriegs-Kommissarius, mit dem er bekannt war, und dieser rieth ihm, die Regierung von dem, was er wisse, in Kenntniß zu setzen. Harrel ging also zu Bourienne, dem Secretair des ersten Konsuls, und zu dem General Lannes, dem Befehlshaber der Garde. Der erste Konsul wurde von ihnen in Kenntniß gesetzt und ließ durch die Polizei dem Harrel Geld geben und ihm befehlen, auf alle Anträge seiner Genossen einzugehen. Die Unruhstifter glaubten in ihm einen tüchtigen Menschen zur Ausführung eines Handstreiches gefunden zu haben; aber es schien ihnen, als reiche Einer allein nicht hin. Harrel schlug ihnen vor, noch Andere zu befragen. Sie gingen darauf ein, und Harrel führte ihnen Agenten Fouché's zu. Als sie in diese Halle gegangen waren, dachten sie auch daran, Dolche zu besorgen, um Harrel und seine Gefährten zu bewaffnen. Diesmal besorgten sie das Geschäft selbst und brachten von Topino-Lebrun gekaufte Dolche mit. Endlich wählten sie den Ort, wo der erste Konsul fallen sollte, und entschieden sich für das Opernhaus, welches damals Theater der Künste hieß. Zur Ausführung bestimmten sie den 10. Oktober 1800 (18. Brumaire des Jahres IX), an welchem der Konsul bei der ersten Aufführung einer neuen Oper zugegen seyn würde. Die Polizei war benachrichtigt worden und hatte ihre Vorsichts-Maßregeln ergriffen. Der erste Konsul begab sich ins Opernhaus, begleitet von Lannes, der mit der größten Sorge um seine Sicherheit bedacht war, die Wache verdoppelt und um seine Loge die bravsten Grenadiere aufgestellt hatte. Die vermeintlichen Mörder stellten sich in der That ein, aber nicht alle, und unbewaffnet. Topino-Lebrun war nicht da und Demerville auch nicht. Arena und Ceracchi kamen allein. Ceracchi hatte sich der Loge des ersten Konsuls mehr genähert als die Uebrigen, aber er war ohne Dolch. Kühn, zur Hand und bewaffnet waren nur die von der Polizei auf das Theater des Verbrechens gestellten Teilnehmer. Man nahm Ceracchi, Arena und allmählig auch alle die Uebrigen fest, aber die Meisten in ihren Wohnungen oder in den Häusern, in welche sie sich geflüchtet hatten, um ein Versteck zu finden.

Diese Geschichte machte großes Aufsehen; sie verdiente es nicht. Die Polizei, welche von unwissenden und mit dem Laufe der Dinge unbekannt Menschen gewöhnlich beschuldigt wird, daß sie die von ihr entdeckten Komplotte selbst fabrizirt habe, hatte dieses sicher nicht erfunden; wohl aber kann man behaupten, daß sie zu großen Antheil daran genommen habe. Die Verschworenen wünschten ohne Zweifel den Tod des ersten Konsuls, aber sie waren nicht im Stande, das Vorhaben mit eigener Hand auszuführen, und indem man sie ermunterte, indem man ihnen das gab, was am schwersten zu finden war, nämlich angebliche Vollstrecker, hatte man sie in das Verbrechen hineingezogen, während sie selbst sich bei weitem nicht so tief eingelassen haben würden, wenn man sie sich selbst überlassen hätte. Sollte dies nur zu einer zwar strengen, aber vorübergehenden Bestrafung führen, wie sie für Narren sich gehört, so hätte es hingehen mögen; aber sie auf einem solchen Wege zum Tode zu schicken, war mehr als erlaubt ist, selbst wenn es sich um den Schutz eines kostbaren Lebens handelt. Man sah damals nicht so genau zu; man begann sogleich einen Prozeß, der die Unglücklichen aufs Schaffot führen sollte.

Dieser Anfall verursachte einen allgemeinen Schreck. Während der Revolution hatte man nur Angriffe mit bewaffneter Hand gesehen; gegen sie war man durch die militairische Macht der Regierung gesichert. An den Mordmord, an die Möglichkeit, den ersten Konsul mitten unter seinen Grenadiere plötzlich hinsinken zu sehen, hatte man noch nicht gedacht. Das Unternehmen Ceracchi's, dessen lächerlicher Verlauf nicht bekannt war, wurde eine Art von Warnung, die Alle in Furcht setzte. Die Besorgniß, in die alte Verwirrung zurückzufallen, ergriff alle Gemüther und begeisterte sie aufs neue für den ersten Konsul. Die Menge eilte nach den Tuilerien. Das Tribunal, welches

gerade versammelt war, begab sich in Corpore dahin. Alle Behörden folgten seinem Beispiele. Eine Menge von Adressen wurden an den ersten Konsul gesandt.

Alle diese Adressen liefen darauf hinaus, daß der erste Konsul nicht nachsichtig seyn dürfe, daß sein Leben der Republik gehöre, und daß es verteidigt werden müsse wie das Wohl des Staates, für welches es zu Pfande stehe. Wir müssen hinzufügen, daß diese Erklärungen aufrichtig waren. Ein Jeder glaubte sich mit dem ersten Konsul in Gefahr. Wer nicht aufrührerisch gesinnt war, wünschte seine Erhaltung. Die Royalisten glaubten, wenn er stürbe, wieder den Weg nach dem Schaffote oder der Verbannung einschlagen zu müssen; die Revolutionäre glaubten, daß die Gegenrevolution durch die Waffen des Auslandes triumphiren werde.

Der erste Konsul trug große und anerkannterthe Sorge, die Vorstellungen von der Gefahr, welcher er ausgesetzt gewesen war, herabzuzimmern. Er wollte nicht, daß man glaube, daß sein Leben von dem Ersten dem Besten abhänge, und achtete dies eben so notwendig für seine Sicherheit als für seine Würde. Zwar war er selbst weit mehr von der seinem Leben drohenden Gefahr überzeugt, als seine Worte vermuthen ließen, aber er hielt es für nützlich, sich, umgeben von seinen Grenadieren von Marengo, allen Plänen preiszugeben, und wußte sich überdies in ihrer Mitte vor den Anfällen der Meuchler gesichert.

Noch schwerere und von anderen Händen angezettelte Komplotte spannen sich im Dunkeln fort. Man hatte ein unbestimmtes Gefühl von ihnen, und man sagte sich, daß diese Versuche sich mehr als einmal wiederholen würden. Dies gab den Anhängern des ersten Konsuls Gelegenheit, ihre Behauptung zu wiederholen, daß man eines sicherern Zustandes bedürfe, als eine vorübergehende Gewalt gewähre, welche auf dem Haupte eines einzigen Mannes ruhe und unter dem Dolche eines Verbrechers plötzlich dahin sinken könne. Die Brüder des ersten Konsuls, die Herren Roederer, Regnault de Saint-Jean, d'Angely, Talleyrand, de Fontanes und viele Andere bewegten sich in diesen Ideen, die Einen aus Ueberzeugung, die Anderen, um dem Herrn zu gefallen. Da erschien eine anonyme Flugschrift, welche großes Aufsehen machte und lange dem Lucian Bonaparte beigelegt wurde, aber von de Fontanes verfaßt ist. Sie verglich den ersten Konsul mit Cäsar, Cromwell und Monk, und kam zu dem Schlusse, daß die Erhebung Bonaparte's zum erblichen Herrscher von den Umständen unabweislich geboten werde.

Also hatte das erste Attentat den ersten Versuch zur Erhebung Napoleon's nach sich gezogen; aber so lächerlich als jenes, so ungeschickt war dieser. Erst mußte der General Bonaparte durch neue Dienste einen Zuwachs von Ansehen erkaufen, den zwar noch Niemand mit Gewißheit bestimmte, ein Jeder aber dunkel in der Ferne erkannte, und nach welchem er und seine Freunde schon offen hinstreben. Sein Glück sollte ihm übrigens an geleisteten Diensten und vermiedenen Gefahren unendliche Befehlsprüche verleihen, denen Frankreich nicht mehr würde widerstehen können.

Unterdeß hatte auch Georges vom Morbihan aus seine Pläne verfolgt. Er hatte einige Meuchelmörder nach Paris abgesandt, mit dem Auftrage, den ersten Konsul umzubringen. Unter ihnen befanden sich zwei Leute, Namens Limoëlan und Saint-Rejant, Beide in den Schrecken des Bürgerkrieges erprobt. Der zweite war ehemals Marine-Offizier gewesen und besaß einige Kenntnisse von der Artillerie. Es hatte sich zu diesen zweien ein dritter gesellt, Namens Carbon, eine untergeordnete Person, ein würdiger Knecht dieser großen Verbrecher. Sie waren gegen Ende Novembers 1800 (in den ersten Tagen des Primaires) einzeln nach Paris gekommen und suchten das sicherste Mittel, um den ersten Konsul zu tödten. Sie hatten in der Umgegend von Paris schon mehrere Versuche mit Windbüchsen gemacht. Der Minister Fouqué war von ihrer Anwesenheit und ihrem Plane unterrichtet und ließ sie sorgfältig beobachten. Durch die Ungeschicklichkeit einiger Agenten aber, welche ihnen nachgehen sollten, hatte er sie aus den Augen verloren. Während sich nun die Polizei bemühte, ihre Spur wiederzufinden, hatten sich diese Verworfenen in das undurchdringlichste Dunkel gehüllt. Sie raisonnirten nicht wie die Jakobiner, theilten ihr Geheimniß Niemanden mit und rüsteten ein schreckliches Verbrechen, das sich nur einmal, in unseren Tagen, wiederholt hat. Ein gewisser Chevalier war kurz zuvor über der Verfertigung eines mit Pulver und Bruchstein gefüllten Fasses, an welches er einen Zintenlauf mit einem Drücker befestigt hatte, betroffen worden. Diese Maschine Chevalier's hatte sie auf die Idee gebracht, den ersten Konsul durch ein solches mit Pulver und zerbrochenen Metallstücken gefülltes Faß zu tödten. Sie beschloßen dies Faß auf einen kleinen Karren zu legen und in eine der engen Straßen zu stellen, die damals auf den Carrousselplatz ansliefen, und durch welche der erste Konsul öfters fuhr. Sie kauften ein Pferd und einen Karren, und mieteten eine Remise, indem sie sich für fremde Kaufleute ausgaben. Saint-Rejant, der, wie wir oben gesagt haben, Marine-Offizier und Artillerist war, stellte die nöthigen Untersuchungen an, begab sich mehreremale nach dem Carrousselplatz, um den Wagen des ersten Konsuls aus den Tuilleries abfahren zu sehen und die Zeit zu berechnen, welche er brauchte, um in die benachbarten Straßen zu gelangen, damit er Alles so anordnen könne, daß die Explosion des Fasses zur rechten Zeit geschehe. Die drei Männer bestimmten zur Ausführung ihres Planes einen Tag, an welchem der erste Konsul sich nach dem Opernhause begeben wollte, um die erste Aufführung der Papstlichen Schöpfung zu hören. Es war der 3. Nivose (24. Dezember 1800). Zum Orte ihres Verbrechens wählten sie die Straße Saint-Nicaise, die vom Carrousselplatz nach der Richelieustraße führt, und durch welche der erste

Konsul sehr häufig fuhr. Mehrere auf einander folgende Krümmungen dieser Straße mußten die Schnelligkeit eines noch so geschickt gelenkten Wagens aufhalten. Am bestimmten Tage führten Carbon, Saint-Rejant und Limoëlan ihren Karren in die Straße Saint-Nicaise und trennten sich darauf. Während Saint-Rejant es übernahm, das Pulverfaß anzustecken, sollten die beiden Anderen sich Angesichts der Tuilleries hinstellen, um ihn zu benachrichtigen, sobald sie den Wagen des ersten Konsuls bemerkten. Das an diese schreckliche Maschine gespannte Pferd hatte der grausame Saint-Rejant einem fünfzehnjährigen Mädchen zu halten übergeben. Er selbst hielt sich bereit, das Feuer anzulegen. (Schluß folgt.)

Schweiz.

Winkelried, von Porchat. *)

Der Verfasser dieser so eben in französischer Sprache erschienenen Schweizer Tragödie ist ein Waadtländer, der bereits vor zwei Jahren durch sein Trauerspiel Jeanne d'Arc bekannt geworden. In der Geschichte seines Vaterlandes, zu der er sich gewandt, konnte er wohl kaum einen volkstümlicheren Stoff zu einem Drama finden, als die Heldenthat Winkelried's. Denn viele Andere haben aus Patriotismus ihr Leben geopfert und noch mehr Andere aus Ruhmsucht Wunder der Tapferkeit verrichtet; aber in der Handlung des Schweizer Winkelried liegt etwas bäuerlich Kerniges, das durch und durch national ist. Nicht, wer bloß mutstrunken ist, sondern wer die vierstörige Besonnenheit und die Muskeln eines Bierwaldstädters besitzt, kann auf den Gedanken kommen, mit einer einzigen Kraftanstrengung seiner Arme eine „Waffe durch die Feinde zu machen“.

Der Held also in Porchat's Trauerspiel ist sehr heldenmüthig und sehr populär; ob aber auch eben so dramatisch, ist eine andere Frage. Der Dichter hat die Aufgabe, eine historische Person so darzustellen, daß man sie sich fortan immer unter der von ihm erfundenen Gestalt denkt. Hierzu aber ist nöthig, daß sie einen Kampf ihrer Gefühle und Interessen bestehe und in demselben ihr innerstes Wesen vor dem Zuschauer entfalte. Zugleich muß sie von einem Kreise von Personen umgeben seyn, die, als Verkörperungen der Sitten ihrer Zeit, ebenfalls historisch sind. Jedoch an Winkelried's Namen knüpft sich, anders als an den Namen Tell's, nur eine zwar ruhmreiche, aber ganz militärische Episode der Schweizer Kriege. Man nehme das Lanzenbündel, das er sich in die Brust senkt, aus seinen Armen, so ist er nicht mehr Winkelried. Indem er sich den Tod giebt, gedenkt er wohl seiner Frau und seiner Kinder; aber dies reicht nicht hin, um uns den Bürger auch als Menschen zu schildern, während die Geschichte vom Apfel sowohl für den Vater als für den Helden Tell Theilnahme in uns erweckt. Schiller's Held ist ferner von so vielen scharf gezeichneten Charakteren umgeben, die für sich ein Drama aufführen, daß man die Hauptfigur aus dem Stücke nehmen könnte und es dennoch ein Drama bliebe. Porchat hatte jedoch für Winkelried Alles zu erfinden, außer der letzten Scene. Es ist aber in einer National-Tragödie sehr mißlich, wenn die Elemente der Handlung nicht in der väterländischen Tradition wurzeln. Winkelried zur Seite steht sein Sohn, der eine eben so bedeutende Rolle spielt als der Vater. Denn um seinetwillen hat Winkelried mit dem Herzog Leopold eine geheime Zusammenkunft, durch ihn interessiert uns Leopold; er endlich schildert uns die Schlacht und begräbt die Todten. Um noch mehr Beziehungen zwischen dem Herzog und dem Helden von Sempach herzustellen, fingirt der Dichter, daß in einem Kampfe der Letztere dem Fürsten das Leben gerettet habe, und daß dieser aus Erkenntlichkeit den jungen Winkelried frei giebt, der in seine Hände gefallen ist.

Beim Beginn dieses Stückes ist Winkelried allein in seinem Hause — denn er hat bei Annäherung des Feindes Frau und Kinder in Sicherheit gebracht — und erhält von seinen Landsleuten den Auftrag, zu Leopold zu gehen, um ihm zum Frieden zu raten. Er entsündigt sich seiner Mission mit Geschick und hat Leopold beinahe zum Rückzuge bewogen, als dieser die Nachricht erhält, daß der Lieblings-Falkener seines Sohnes im Streite von einem jungen Schweizer getödtet worden sey. Die Unterhandlungen werden sogleich abgebrochen und der Krieg von neuem erklärt. Als Winkelried nach Hause kommt, erfährt er, daß jener Knabe, den die Oesterreicher gefangen halten, sein Sohn ist, der die Mutter verlassen hat, um ihn aufzusuchen. Ein mysteriöser Astrolog kommt im Auftrage Leopold's, um Winkelried das Leben des Sohnes zu versprechen, wenn er nicht an der Schlacht Theil nehmen wolle. Winkelried weist das Anerbieten zurück; Leopold läßt ihm eine zweite Zusammenkunft vorschlagen und erbietet sich in derselben, seinen Ansprüchen auf die Waldstädte für immer zu entsagen, unter der Bedingung, daß die Schweizer sich mit ihm gegen den Kaiser verbinden. Auch dies verweigert unser Held; Leopold spricht endlich von dem Kinde, das in seinen Händen ist, aber das Herz des Vaters, wie betrübt es auch ist, weicht nicht. Doch der stolze Oesterreicher weicht und giebt ihm den Sohn zurück. Der Krieg wird indeß nicht aufgegeben, und Leopold und Winkelried fallen bei Sempach.

Wir sehen also hier einen ganz anderen Winkelried, als wir kennen, und glauben nicht, daß ihn Porchat's Landsleute als solchen anerkennen werden. Am gelungensten ist Leopold, der das Interesse für sich in Anspruch nimmt, ohne der Sympathie für den Haupthelden zu schaden. Aber geschah es aus Verachtung der Theater-Effekte, daß keine Frau unter die kämpfenden Männer gestellt ist? Der Dichter hat damit eher eine Lücke gelassen, als einen

*) Winkelried, drame en cinq actes et en vers, par J. J. Porchat. Paris et Lausanne 1845.

überflüssigen Schmuck vermieden. — Was die Diction betrifft, so ist sie sehr fließend und voll schöner poetischer Wendungen. Besonders zeigt sich dies in den Epioden, mit welchen die einzelnen Akte schließen.

Australien.

Miscellen aus der Südsee.

Das Christenthum auf den Tonga-Inseln. — Ein Irländer unter den Wilden. — Die Friseur der Fihidschi-Inulaner.

Von der Narrative of the United States Expedition ist nun der dritte und vierte Band erschienen; einige Notizen in denselben über die Bewohner einiger Inselgruppen der Südsee scheinen uns der Mittheilung nicht unwerth. Zuerst etwas aus dem Berichte über die Tonga-Inseln, in welchem uns das, was über die dort herrschende religiöse Intoleranz erzählt wird, am meisten aufgefallen ist. Das Christenthum scheint zwar schon viele Fortschritte auf jenen Inseln gemacht zu haben, wird aber leider nicht bloß durch Lehre und Ueberredung, sondern hauptsächlich auf gewaltsamem Wege verbreitet. Namentlich sucht der dortige Häuptling, welcher König George heißt, auf diesem Wege seine ehrgeizigen Absichten zu befriedigen, indem er mit den Heiden in beständigem Kriege liegt, um sie entweder zur Annahme des Christenthums zu zwingen oder sie auszurotten. Uebrigens fügt unser Berichterstatter hinzu, daß die dortigen Heiden „freundlich und gut geartet sind“, und daß sie von den Missionaren in einem falschen Lichte dargestellt werden, bloß „weil sie auf die Predigt nicht hören wollen.“

Die Reisenden besuchten sodann die Fihidschi-Gruppe, deren Schönheit besonders gepriesen wird. „So reizend war ihr Anblick“, berichtet der Verfasser, „daß ich mich kaum entschließen konnte zu glauben, was doch wirklich der Fall war, daß sie der Wohnsitz einer wilden und verrätherischen Race von Kannibalen seyen. Jede Insel hatte ihre besondere Schönheit; aber am meisten befriedigt fühlte sich sowohl Auge als Geist beim Anblick Doolau's, welches auch schon mehr Spuren der Civilisation zeigte als die übrigen; auch ist es die höchste, zerklüfteste und malerischste unter diesen Inseln.“

„Eines Tages“, erzählt Herr Wilkes, „war ich sehr überrascht, einen Mann in mein Zelt treten zu sehen, den ich für einen Eingebornen hielt, ein Umstand, der mir mit der Achtung der Eingebornen gegen die von uns verabredete Gränze unverträglich schien. Seine Farbe jedoch dächte mich etwas heller als die irgend eines Fihidschi, den ich bisher gesehen. Er war ein kleiner runzliger alter Mann, der aber noch sehr kräftig und munter aussah. Er hatte einen Bart, der ihm bis auf den Leib herabreichte, und nur wenig Kopshaar. Er ließ mir keine Zeit zu fragen, sondern redete mich sofort in einem breiten Irisch an mit starkem Milesschen Accent. In wenigen Minuten hatte er mich mit seiner Geschichte bekannt gemacht. Sein Name war Paddy Connel, aber die Eingebornen nannten ihn Berry. Er war in der Grafschaft Clare in Irland geboren, war als Knabe aus der Schule weggelaufen und, nachdem er als Bagabund umhergezogen, bei dem ersten Irischen Aufstand für die Armee gepreßt worden. Als die Franzosen in Irland landeten, wurde das Regiment, dem er angehörte, sofort gegen den Feind geschickt. Aber kaum war er mit diesem auf dem Schlachtfelde zusammengetroffen, als die Trommeln den White Boy's-Marsch schlugen und das ganze Regiment, mit Ausnahme der Offiziere, welche die Flucht ergriffen, zu den Franzosen überging. Sie wurden nun zum Angriff gegen die Engländer geführt, aber bald von Lord Cornwallis geschlagen; es war ein harter Kampf, und Paddy selbst sah sich unter den Erschlagenen liegen. Als er glaubte, die Schlacht sey vorüber, kroch er davon und erreichte die Heimat. Hier wurde er aufgefangen und vor ein Kriegsgericht gestellt, aber freigesprochen; gleichwohl ward er ins Gefängnis zurückgeschickt, wo er sich damit beschäftigte, einigen seiner Kameraden zur Flucht zu verhelfen. Als man dies entdeckte, wurde er in das „schwarze Loch“ gesperrt und bald darauf nach Cork geschickt, um auf ein Verbrecherschiff gebracht zu werden, das nach Neu-Südwaales abging. Hier angekommen, ward sein Name nicht auf der Gefangenensliste gefunden; man schloß hieraus, daß er irrtümlicherweise transportirt worden, und setzte ihn in Freiheit. Er erwarb sich nun durch mehrjähriges Arbeiten eine kleine Geldsumme, die er aber in schlechter Gesellschaft wieder verlor. Es blieb ihm nun nichts Anderes übrig, als sich unter den Fihidschi's niederzulassen. Paddy hatte jetzt vierzig Jahre unter diesen Wilden gelebt. Nachdem ich seine ganze Geschichte angehört, sagte ich ihm, daß ich kein Wort davon glaubte. Derauf erwiderte er, daß der Hauptinhalt derselben wahr sey; doch sey es möglich, daß er wider Willen und Willen einige Verstöbe gegen die Wahrheit begangen, da er sich so sehr gewöhnt, den Fihidschi-Inulanern etwas vorzulügen, daß er nicht mehr wisse, wann er die Wahrheit spreche; doch wünsche er nichts Anderes als die Wahrheit zu sagen. Paddy erwies sich als ein sehr belustigender Patron; auch besaß er eine sehr genaue Kenntniß des Fihidschi-Charakters. Einige von den dort wohnenden Weissen erzählten mir, daß er mehr als ein halber Fihidschi sey; in der That schien er gern zu zeigen, wie nahe er ihnen in Gefühlen und Neigungen verwandt sey; auch schien er, wie sie, seine Aufmerksamkeit besonders auf werthlose Dinge zu richten. Er gab mir einen drolligen Bericht von seinen täglichen Beschäftigungen und schloß mit der Bemerkung, der einzige Wunsch, den er habe, sey, für seinen kleinen Knaben, in den er sehr verliebt schien, eine Art zu bekommen, und die einzigen Gegenstände, die er dafür

anzubieten habe, seyen ein Paar alte Hühner. Als ich ihn fragte, ob er nicht den Boden anbaue, antwortete er mit Nein; er finde es viel leichter, sagte er, seinen Unterhalt zu erwerben, indem er den Fihidschi's Geschichten erzähle; welche er immer gut genug für sie machen könne; diese und die Sorge für seine zwei Knaben und seine Hühner und Ferkel, wenn er dergleichen habe, gäben ihm reichliche Beschäftigung und Nahrung. Er hatte früher auf einer anderen Insel gelebt, war aber in Folge seiner Intriguen von den dort wohnenden Weissen auf die Insel Ambaliki verbannt worden. Es scheint, daß sie einmüthig den Beschluß faßten, ihn ihrer eigenen Sicherheit halber hinzurichten, wenn er sich nicht entferne. Ich konnte die näheren Umstände, die diesen Beschluß veranlaßten, nicht erfahren, und auch Paddy wollte mir nicht mehr mittheilen, als daß sein Aufenthalt auf Ambaliki ein gezwungener sey, und daß es ihm bedünke, als ob er außerhalb der Welt lebe, damit beschäftigt, Ferkel, Hühner und Kinder zu erziehen. Von dieser letzteren Gattung von Geschöpfen hatte er 48 Stück, und er hoffte noch, es bis auf fünfzig zu bringen. Er hatte einhundert Frauen gehabt.“

Sehr anschaulich wird in der neuen Reisebeschreibung die Haarfrisur der Fihidschi's geschildert; man sieht daraus, wie wenig unsere elegante Welt in dieser Beziehung vor jenen Naturkindern voraus hat.

„Wenn die Knaben heranwachsen, so wird ihr Haar nicht mehr abgeschnitten, und man nimmt sich viele Mühe, es in eine lappenähnliche Form auszubreiten. Besonders die Häuptlinge wenden große Sorgfalt auf die Anordnung ihres Haars, und zu diesem Zweck haben sie Friseure, deren einzige Beschäftigung in der Sorge für die Köpfe ihrer Herren besteht. Die Pflichten dieser Beamten werden für so heilig gehalten, daß ihre Hände unentweicht von jeder anderen Beschäftigung bleiben müssen, und daß ihnen nicht einmal erlaubt wird, sich selbst Nahrung zu reichen. Der Kopfsputz eines Häuptlings kostet mehrere Stunden, und das Haar wird so behandelt, daß es vom Kopfe aus nach jeder Seite hin oft acht Zoll weit absteht. Der Bart, der ebenfalls sorgfältig gepflegt wird, reicht oft auf die Brust herab, und wenn bei einem Fihidschi diese wichtigen Theile seiner Person wohlgeordnet sind, so legt er eine Selbstgefälligkeit an den Tag, die nicht wenig belustigend ist. Bei der Ausputzung des Haars wird dasselbe mit Del gesalbt, das mit einem kohlenartigen Schwarz vermischt ist, bis es vollkommen gefärbt ist. Der Friseur nimmt dann die Haarnadel, welches ein langer dünner Stab von Schildkrötenhäute oder Knochen ist, und zupft jedes Haar besonders. Hierdurch kräuselt sich dasselbe und steht aufrecht. Der Haarbüschel wird dann durch Sengen geglättet, bis er das Ansehen einer ungeheuren Perrücke hat. Wenn dies geschehen ist, wird ein Stück tapa, welches so fein ist, daß es wie Goldstoffpapier ausieht, in leichten Falten um das Haar gewunden, um es vor Thau oder Staub zu schützen. Diese Bedeckung, welche mit einem Turban Aehnlichkeit hat, heißt sala, und nur Häuptlingen ist es gestattet, sie zu tragen. Ein hai-si oder ein gewöhnlicher Mensch, der sich diesen Kopfsputz anmaßen wollte, würde sofort mit dem Tode bestraft werden. Die sala dauert, wenn sie in Acht genommen wird, drei Wochen oder einen Monat, und das Haar wird nur, wenn sie weggenommen ist, der Frisur unterworfen; doch die Häuptlinge und Dandys lassen selten einen Tag vorübergehen, ohne die sala zu ändern und ihr Haar von neuem der kunstreichen Hand des Friseurs zu übergeben.“

Mannigfaltiges.

— Eine Epidemie unter den Negern. Seit ungefähr sechs Monaten hat ein sonderbarer Aberglaube, von dem man auch in anderen Kolonien einzelne Spuren bemerkt hat, unter der schwarzen Bevölkerung der Provinz Puerto Principe auf Jamaica große Verheerungen angerichtet. Bei den unglücklichen Negern nämlich hat sich aus der heißen Liebe zum fernem Vaterlande der ansteckende Wahn entwikkelt, daß ein freiwilliger Tod sie aus dem Lande der Sklaverei entführe, und daß sie am dritten Tage mit ihrem alten Körper an dem geliebten Orte ihrer Kindheit wieder auferstehen würden. In Folge dieses Aberglaubens sind die Selbstmorde außerordentlich häufig geworden, und trotz der Wachsamkeit der Herren fand man täglich Neger mit ihrer ganzen Familie in den Wäldern erhängt. Diese Unglücklichen stapfen sich des Nachts davon, legten ihre Festkleider an und vollendeten am Morgen mit dem ersten Sonnenstrahle ihr Opfer. Eines Tages fand man an demselben Orte dreißig Neger, von der Befizung eines Herrn Calderon, erhängt. Der Vater hatte mit seinen Kindern begonnen, indem er ihnen Arme und Beine festgebunden hatte, damit sie sich nicht losmachen könnten. Darauf hatte er seine Frau und endlich sich selbst gehängt. Diese neue Epidemie dauerte mehrere Monate, und weder die Wachsamkeit der Herren noch die Ermahnungen der Geistlichen vermochten etwas dagegen. Endlich ersand der Rath der Provinz ein wirksames Mittel: er verordnete, daß die Körper der Selbstmörder verbrannt, ihre Asche in den Fluß geworfen und nur die Köpfe allein aufbewahrt und einen Monat lang öffentlich ausgestellt werden sollten, wodurch den Negern die Hoffnung, ihr Vaterland in demselben Körper wiederzusehen, abgeschnitten wurde. Dieser Befehl wurde an allen Befizungen angeheftet und durch drei Monate öffentlich vollzogen. Die Körper der Selbstmörder wurden jeden Morgen in Gegenwart aller Neger der Pfarodie verbrannt. Dadurch nahm das Uebel allmählig ab und hatte im Februar 1845 fast ganz aufgehört.